

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Norddeutsches Volksblatt. 1887-1918 1 (1887)

77 (30.12.1887)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-358975](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-358975)

Norddeutsches Volksblatt.

Zeitschrift für freisinnige soziale Reform,
für Politik und Unterhaltung.

Er scheint
jeden Mittwoch, Freitag u. Sonntag.
Inserate:
die vierpaltige Zeile 10 Pf.,
bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement:
prämnumerando frei ins Haus:
vierteljährlich . . . 1 Mk. 50 Pf.
für 2 Monate . . . 1 " 50 "
für 1 Monat . . . 50 "
eincl. Postbestellgeld.

Redaktion und Expedition: F. Kühn, Bant.

Abonnements-Einladung.

Am 1. Januar eröffnen wir ein neues Abonnement auf das „Norddeutsche Volksblatt“ zum Preise von 50 Pf. für einen Monat, 1 Mk. für zwei Monate und 1 Mk. 50 Pf. vierteljährlich inkl. Bringerlohn. Durch die Post bezogen 1 Mk. 50 Pf. pro Quartal einkl. Postbestellgeld.

Das „Norddeutsche Volksblatt“ erscheint wöchentlich dreimal, Mittwoch, Freitag und Sonntag, und bringt in seinem politischen Theil eine Uebersicht aller wissenschaftlichen politischen Ereignisse, interessante Leitartikel, bemerkenswerthe Gerichtsverhandlungen, sowie möglichst ausführliche Reichstagsberichte. Das Feuilleton wird den Freunden guter Belletristik spannende Romane und Erzählungen, die Aukrit „aus Stadt und Land“ spezielle Abhandlungen über soziale und politische Tagesfragen, Korrespondenzen aus Bant, Wilhelmshaven und Umgegend, sowie aus Nordwestdeutschland bieten. Aus den Verhandlungen des oldenburgischen Landtages und des preussischen Abgeordnetenhauses werden wir das Wissenswerteste zur Kenntniss unserer Leser bringen und außerdem den gewerkschaftlichen Organisationen, den Fachvereinen, Kranken- und Unterstühtungsvereinen der Arbeiter eine besondere Aufmerksamkeit widmen und in einer besonderen Aukrit Alles auf diesem Gebiet sich ereignende unseren Lesern in gedrängter Kürze mittheilen. — Den lokalen und kommunalen Angelegenheiten der umliegenden Nachbargemeinden werden wir ein reges Interesse entgegenbringen und dieselben objektiv und unparteiisch behandeln; ebenso werden wir den Bestrebungen der Vereine, soweit sie ideale und gemeinnützige Zwecke verfolgen, erhöhte Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen. — Die allgemeine Haltung unseres Blattes dürfte genügend bekannt sein. Wir werden mit aller Entschiedenheit eintreten für wahrhaft freisinnige und gründliche Reformen auf sozial-politischem Gebiet und alle dahingehenden Bestrebungen nach besten Kräften unterstützen, jede Kurzsichtigkeit auf diesem Gebiet aber entschieden bekämpfen. Unsere oberste Aufgabe wird sein, im Kampfe für Freiheit, Wahrheit und Recht, in allen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Fragen unparteiisch für die Abwägung gesunder Verhältnisse und Zustände in die Schranken zu treten. Unnachlässig werden wir den Krebsgeschwüren unserer Zeit: der Lüge, Heuchelei, Servilität und Halbheit, wo immer sie sich breit machen, mit Energie entgegenzutreten, uns aber auch nicht scheuen, den Arbeitern in jeder Hinsicht die Wahrheit zu sagen, um sie vor falschen Freunden zu bewahren. Wir sind uns der mancherlei Fährlichkeiten des schweren aber gerechten Kampfes wohl bewusst und hoffen auf die thätigste Unterstützung unserer Freunde, sowie aller rechtlich denkenden Leser. Mögen sie durch stete Anwerbung neuer Abonnenten die Zahl unserer indirekten Mitstreiter beständig vermehren helfen und uns durch Mittheilungen aus ihren Kreisen die Möglichkeit geben, allen wichtigen und wissenschaftlichen Ereignissen die volle Aufmerksamkeit zu widmen. Speziell unsere engeren Freunde erjühen wir, uns in dieser Hinsicht durch Mittheilungen, Einfindung von Korrespondenzen und Notizen noch fleißiger als bisher zu unterstützen. Unser Bestreben wird es sein, das „Nordd. Volksblatt“ immer interessanter und vielfeitiger zu gestalten, um so unseren Lesern für die Folge ein allen berechtigten Ansprüchen genügendes Organ zu schaffen.

Das „Nordd. Volksblatt“ ist in der Postzeitungsliste unter Nr. 4086b eingetragen und nehmen alle Briefträger Bestellungen entgegen. Für Bant, Wilhelmshaven und Umgegend nehmen Abonnements und Inserate entgegen sämtliche Ansträger sowie die unterzeichnete Expedition. Inserate finden bei dem sich stetig vermehrenden umfangreichen Leserkreis die weiteste und wirksamste Verbreitung und berechnen wir pro vierpaltige Zeile 10 Pf., bei größeren Annoncen und Wiederholungen entsprechenden Rabatt.

Zu recht zahlreichem Abonnement sowie zur Einfindung von Inseraten laubt ergebenst ein

Bant-Wilhelmshaven.
Die Expedition des Norddeutschen Volksblattes.
F. Kühn — Bant.

Tagesbericht.

— In dem neuesten Heft der „Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft, Politik und Kulturgeschichte“ wird von sachmännlicher Seite eine Unterjudung über die Vorteile der höheren Getreidezölle für die Landwirtschaft angestellt. Die Berechnung beruht auf der Voraussetzung, daß in jedem landwirtschaftlichen Betriebe je nach der Größe 10—50 Proz. der Getreideernte zum Verkauf gebracht werden können, und führt zu folgendem Ergebnis:

Größe der Betriebe	Personen	Proz. der Gesamternte	Ertrag in Mill. Mk.	per ha	per Kopf
unter 5 ha	4 043 238	76.62	13.5	2.29	3.33
5—10 „	554 174	10.6	16.2	3.45	29.25
10—20 „	372 431	7.0	30.9	4.60	83.06
20—50 „	239 887	4.5	63.0	6.92	262.41
50—100 „	41 623	0.8	30.3	9.18	728.37
über 100 „	24 991	0.41	118.8	11.53	4753.87

„Das sind“, bemerkt der Verfasser, „sprechende Zahlen, auch wenn ihnen nur ungefähre Werth zukommt, welchen Sachverständige ihnen nicht absprechen werden. Sofern der Zoll der Bodenrente ausfallen soll, ist er in den ersten beiden Klassen von verschwindend kleiner Wirkung, und selbst bei den beiden folgenden, zwischen 10 und 50 Hektar, welche den eigentlichen Bauernstand einbegreifen, dessen Wohl man eigentlich im Auge zu haben vorgiebt, ist sein Einfluß nur mäßig. In der fünften Klasse aber nimmt die Bodenrente um den vierfachen und in der sechsten um mehr als den fünffachen Betrag der ersten Klasse zu. Der Kapitalwerth des Aders wächst im letzteren Falle um circa 300 Mk. per Hektar. Was den persönlichen Nutzen anbelangt, so gewährt eine Zollvertheuerung, welche die städtische Arbeiterfamilie um 52.5 Mk. jährlich mehr belastet, für 76.62 Proz. aller Landwirthe eine Mehreinnahme von 3.3 Mk. und für 10.6 Proz. eine solche von 29.25 Mk. per Kopf, bei 87.22 Proz. aller Landwirthe selbst also der Vorteil in keinem Verhältnisse zu dem Schaden, der allen Nichtlandwirthen zugefügt wird. Wesentlich übersteigt er diesen erst bei den drei letzteren Klassen, welche nur 5.71 Prozent aller Landwirthe ausmachen, aber für die letztere, nur 0.41 Proz. einschließende Klasse vermehrt er die Einnahmen um einen Betrag, welcher kapitalistisch ein Vermögen von 118 000 Mk. pro Kopf, für alle 24 991 zusammen aber von fast 3 000 Millionen Mark ausbrückt, das hauptsächlich von den Armen, die 90 Proz. der Bevölkerung ausmachen und die stärksten Proteste sind, verjinst werden muß.“

— Wie unverhältnißmäßig stark die kleinen und kleinsten Einkommen durch die Nahrungsmittelzölle belastet werden, geht mit außerordentlicher Deutlichkeit aus einer Berechnung des gesammten Verbrauchs des deutschen Volks hervor, welcher der bewährte Statistiker Dr. Engel in einer Verammlung der Volkswirtschafts-Gesellschaft in Berlin mitgetheilt hat. Nach Dr. Engel wäre der Gesamtverbrauch auf jährlich 14 086 066 000 Mk. zu schätzen, wovon auf Nahrung die Hälfte, nämlich 7 598 646 000 Mk. entfallen. Je nach der Höhe des Einkommens ist aber der Anteil an Nahrung an dem Gesamtverbrauche ein sehr verschiedener. An dem Gesamtverbrauche sollen nämlich theilhaftig sein: die dürftigen Einkommen (bis 525 Mk.) mit 2 666 880 000 Mk., worunter für Nahrung allein 1 765 475 000 Mk.; die kleinen Einkommen (525 Mk. bis 2000 Mk.) mit 7 232 811 000 Mk., worunter für Nahrung allein 4 484 343 000 Mk.; die mäßigen Einkommen (2000 bis 6000 Mk.) mit 2 199 890 000 Mk., worunter für Nahrung allein 923 954 000 Mk.; die mittleren (6000 bis 20 000 Mk.) Einkommen mit 1 168 168 000 Mk., worunter für Nahrung allein 303 723 000 Mk.; die großen Einkommen (20 000 bis 100 000 Mk.) mit 593 774 000 Mark, worunter für Nahrung allein

100 941 677 Mk.; die sehr großen Einkommen (über 100 000 Mk.) 224 540 000 Mk., worunter für Nahrung allein 20 209 000 Mk. — Hiernach nimmt also Dr. Engel einen Antheil des Verbrauchs für Nahrung an dem Gesamtverbrauche bei den einzelnen Einkommensstufen wie folgt an: bei den dürftigen Einkommen (bis 525 Mk.) absorbiert die Nahrung ca. 66 1/2 Proz. des Gesamtverbrauchs; bei den mäßigen Einkommen (bis 2000 Mk.) ca. 42 Proz.; bei den mittleren Einkommen (bis 20 000 Mk.) ca. 26 Proz.; bei den großen Einkommen (bis 100 000 Mk.) ca. 17 Proz.; und bei den sehr großen Einkommen (über 100 000 Mk.) ca. 9 Proz. Diefelben Zölle, welche den Gesamtverbrauch der sehr Reichen und der Reichen nur mit 9 bezw. 17 Proz. treffen, belasten also den Gesamtverbrauch der Minderbegüterten mit einem bis zu 66 Proz. aufsteigenden Prozentsatz. Kaum irgend eine andere Statistik bringt beutlicher, als die vorstehende, das schwere Unrecht zum Ausdruck, welches den mittel-losen Volksschichten durch die Nahrungsmittelzölle angethan wird.

— Mit dem neuen Sozialistengesetz, das noch immer nicht zum Vorschein gekommen ist, beschäftigt sich die Presse fortgesetzt. Ein wenig komisch ist der Streit, der sich aus diesem Anlaß zwischen „Nat.-Ztg.“ und „Germ.“ abspielt. Während das nationalliberale Organ meint, das Zentrum würde ebenso wie für erhöhte Getreidezölle auch für eine fünfjährige Verlängerung und Verschärfung des Sozialistengesetzes zu haben sein, erwidert die „Germania“: „Was das Zentrum anlangt, so hat dasselbe bekanntlich einmüthig die Windthorst'schen Milderungsanträge gestellt, und wird es den National-Liberalen überlassen, das Gegentheil dieser Anträge zu verwirklichen.“ — Vermuthlich haben beide Theile recht; in beiden Parteien werden sozial „Abkommandirungen“ stattfinden, als zu dem „schönen“ Zweite nötig sind, das verschärfte Gesetz durchzubringen. Etwas Nechtliches deutet auch die „Nat.-Korr.“, allerdings noch recht verächtlich an, sie schreibt: „Es wird einige Arbeit kosten, diese Verschärfungen durchzuführen.“ Nun, in solchen Dingen giebt es ja recht viel fleißige Leute, so daß diese „Arbeit“ schon geleistet werden wird.

— Drei Majoritäten für die Regierung im Reichstage. Unmittelbar nach den Wahlen wurde es als Kennzeichen der neuen Zusammensetzung des Reichstages hingestellt, daß der Regierung nunmehr wiederum zwei Mehrheiten zur Verfügung gestellt seien, wie es schon einmal in der Zeit der Auflösung von 1878 bis 1881 der Fall gewesen ist. Zu der konservativ-liberalen Mehrheit unter Führung Windthorst's, welcher der Kanzler alle Bewilligungen aus den Jahren 1881 bis 1887 zu danken hat, war mit den Neuwahlen im Februar d. J. wieder eine konservativ-nationalliberale Mehrheit unter der Führung von Bennigsen und Miquel gekommen. Bei dem Braunwaisenergeizschloß schlossen sich beide Mehrheiten zu Ehren der neuen Steuerbelastung zusammen. Bei der Korzollvorlage entschied die alte konservativ-liberale Mehrheit unter Windthorst's Führung. In der Frage der Verlängerung der Wahlperiode wird nach Neujahr die neue konservativ-nationalliberale Mehrheit unter Bennigsen an die Reihe kommen. In den letzten Tagen aber ist es zur Erscheinung gekommen, daß es für die Regierung nicht nur zwei, sondern drei Mehrheiten im Reichstage giebt. Es ist, wie sich schon in zwei Fällen praktisch erwiesen hat, eine Mehrheit möglich, selbst wenn sich Bennigsen und Windthorst mit der Mehrheit ihrer Fraktionen in der Opposition befinden. Im Plenum trat diese überraschende Thatsache zuerst hervor, als bei der dritten Berathung der Korzollvorlage eine Erhöhung des Hafenzolles noch über die zweite Berathung hinaus angenommen wurde. Die kompakte Masse der Konservativen und Freikonservativen, welche für sich allein nahezu ein Drittel des Reichstages ausmacht, übt eine derartige Anziehungskraft aus auf verwandte Elemente sowohl in der nationalliberalen wie in der liberalen Fraktion, daß eine Mehrheit sich zusammensetzen kann aus den konservativen Parteien mit Hilfe von Bruchtheilen aus der nationalliberalen und liberalen Fraktion. Wofür zum ersten Male, seitdem es einen deutschen Reichstag giebt, fanden sich Windthorst und Bennigsen vor der Nein-Zür zusammen, während durch die Ja-Zür eine Mehrheit marschirte. Diefelbe auffallende Erscheinung aber ist schon am vorigen Montag, in der Budgetkommission hervorgetreten. Abgeordneter v. Bennigsen erklärte sich gegen die Bewilligung einer neuen Kadettenschule in Ralsruhe. Die ältesten parlamentarischen Leute wissen sich nicht zu er-

innern, daß eine militärische Neuordnung gegen den Willen des Abgeordneten v. Bennigsen eine Wehrfreiheit erhalten hat. Gerade der Militärverwaltung gegenüber hat Abgeordneter v. Bennigsen stets das weiteste Entgegenkommen gezeigt; aber dieses neue Kadettenhaus konnte er beim besten Willen nicht als eine nationale Frage auffassen, und doch erhielt der Kriegsminister dafür eine Wehrfreiheit. Militärförderung Gruppen aus den National-Liberalen und Merkmalen splitterten sich ab und verhalten den Konservativen zur Wehrfreiheit. Diese Vorgänge bekunden zugleich, wie innerlich gefährdet und jeden selbstständigen Halls entbehrend die beiden großen Parteien der Mitte jetzt sind. — Auf diese „dritte Majorität“ rechnet wohl auch die Regierung, wenn sie das „verschärfte“ Sozialistengesetz einbringen wird. Zu Gunsten dieser Vorlage kann die neu entstandene dritte Wehrfreiheit ihre erste größere Kraftprobe ablegen.

— Weihnachten 1886 und 1887. Am 18. Dezember 1886 vertagte sich der Reichstag, nachdem die Militär-Kommission das Septennatgesetze in erster Lesung beraten hatte, bis zum 4. Januar 1887. Darob entstand eine furchtbare Entrüstung im Schoße der „nationalen Parteien“, weil die reichsfeindliche Majorität des Reichstages durch die frivole Verschleppung der Militärvorlage die Siederheit der Nation aufs Spiel gesetzt habe. Am 17. Dezember 1887 hat sich der neue Reichstag, nachdem er am 16. d. Mts. den Wehrgegesetzentwurf in erster Lesung beraten und eine Kommission zur Vorberatung desselben gewählt, bis zum 17. Januar 1888 vertagt; was die nationalen Parteien, wenn sie gewollt, hätten verhindern können. Die Kommission, in welcher Herr von Bennigsen den Vorsitz führt, beabsichtigt, die erste Sitzung am 18. Januar t. J. abzuhalten. Und doch handelt es sich jetzt um eine Vorlage, welche „das feste Fundament für die Existenz und die Fortentwicklung Deutschlands beschaffen soll.“ Ist denn die Gefahr, in der sich Deutschland jetzt befindet, geringer, als die vorjährige? Bedenkt man die Prinz Wilhelm bei dem Christfest des Garde-Infanterie-Regiments in Potsdam eine Ansprache an die Mannschaften mit folgenden Worten begonnen: „Infanten! Seit dem vorigen Jahre, wo wir das Weihnachtsfest hier feierten, hat sich die Zeit geändert; sie ist ernst geworden. Wir stehen vor einer vielleicht unsicheren Zukunft . . .“ Prinz Wilhelm ist also noch heute der Ansicht, daß die Zeit um Weihnachten 1886 eine ernstere nicht gewesen sei. Und doch wurde damals eine Ver- tagung des Reichstages auf 14 Tage für Vaterlands- verrath erklärt; während heute der Reichstag einer Pause von vier Wochen bedarf, um sich von den Stra- pazen der Kornzollerhöhung zu erholen.

— Russische Polizei. Seit in der bayerischen Hauptstadt zu dominieren! Die in München lebenden russischen Unterthanen werden von der Polizei zu genauen und ausführlichen Angaben über ihre Vermögens- und Erwerbsheltnisse, Zeit und Dauer ihres Aufenthalts, Lebensalter, Familienverhältnisse u. s. w. veranlaßt. Diese von der Münchener Polizei vorgenommene Enquete soll von Rußland veranlaßt sein. Die Zeitungen haben hervor, daß äußerst rüchichtsoll und schonend vorge- gangen wird. Als ob es eines besonderen Dankes werth sei, daß wenigstens die russische Krute nicht zur Anwendung kommt! Wir wissen zwar aus den bayerischen Landtags-Verhandlungen über den russi- schen Auslieferungsvertrag, daß man im bayerischen

Ministerium Werth auf russisches „Wohlwollen“ legt, aber diese ideale, jedes rationalen Anhaltspunktes ent- behrende Schwärmerie erklärt noch nicht, wie so es not- wendig ist, dem Krutenreiche zu Liebe Fremde zu be- lästigen und deutschen Polizeibeamten Arbeit zu ver- ursachen.

— Aus Rußland. Wie an der Moskauer, so sind auch an den Hochschulen in Odessa, Charkow und Kasan Studenten-Unruhen ausgebrochen. Die Ursache ist überall dieselbe: Haß gegen das Statut, welches den Inspektoren polizeiliche Gewalt einräumt. In Odessa begann die Bewegung am 13. Dezember da- mit, daß die Studenten gegen einen Professor demon- strierten, der sich besonders gefällig gezeigt hatte. Sie waren aufgestachel durch die Nachricht, daß Tags zuvor die Universität Moskau wegen studentischer Unruhen ge- sperrt worden sei. Sie stürmten in den Rektoratsaal, dessen verschlossene Thüren sie aufbrachen, rissen die Bilder von den Wänden, vernichteten sie und trafen An- stalten, das Bild des Kaisers zu zerschellen. Sie hielten an die Wände Proklamationen des Inhalts: Alle Studenten müssen sich vereinigen, um den jetzigen Zu- stand abzuschaffen, man müsse es dahin bringen, daß, wie in Moskau, auch die Universität Odessa gesperrt werde, alle übrigen Universitäten würden nachfolgen und auf diese Weise würde man Konzessionen erreichen. Der Direktor, einen fürchterlichen Tumult voraussehend, suchte die Gemüther zu beschwichtigen und bestellte sämtliche Studenten auf den nächsten Tag zur Berathung. Zum Dant dafür schloffen sie den Direktor in ein kleines Gemach ein und verbarrikadeten die Thüren. Am nächsten Tage wurden alle Studenten, welche sich zur Berathung in das Universitätsgebäude begaben, von Kosaken empfangen. Diese hatten die ganze Straße und sämtliche Gänge der Universität besetzt. Man führte die Studenten vor den Generalgouverneur, welcher ihre Namen notirte und ihre Karte abnahm. Man wird ihnen jetzt den Prozeß machen. Die Universität wurde geschlossen.

Dasselbe Gescheh hat auch die Universität Char- tow betroffen. Dort haben die Studierenden ihren „mifshandelten Vätern in Moskau“ ganz offen ihre Sympathien zu erkennen gegeben und einen größeren Kra-wall in Szene gesetzt, bei welchen die hinzugezogenen Kosaken zur Vertreibung der Lernenden ihre Reigeln (Peitschen) gebrauchen wußten. Den Auzetoren der Universitäten von Kasan und Kiew war die Weisung ertheilt worden, bei der geringsten Unruhe sofort energisch einzuschreiten und gleichfalls die Universitäten zu schließen. Eine tiefe Erbitterung durchzieht die russische Studentenschaft. Wenn man noch der Ursache dieser Erscheinung fragt, so wird man nicht fehlgehen, wenn man einerseits den fürchterlichen polizeilichen Druck, der auf den Studenten lastet, hierfür verantwortlich macht, andererseits aber haben auch die Maßnahmen des Unterrichtsamplers Desjanow, durch welche den Söhnen ärmerer Familien und speziell gewisser dienender Kreise der Weg zur höheren Bildung kurzweg abgeschnitten wurde, schon im letzten Sommer unter den Studierenden eine tiefe Erregung erzeugt, welche in den letzten Kra- wallen ihre Nachwirkung ausgeübt haben dürfte.

| Berlin, 16. Dezember. Das erste Urtheil wegen Abonnirens auf den auf Grund des Sozialistengesetzes verbotenen „Sozialdemokrat“ fällt heute die 11. Ab- theilung des Berliner Schöffengerichts gegen den Knop- arbeiter Johann Nowak. Der zweite Straftenat des Reichsgerichts hat bekanntlich den Aufseher ergebenden Rechtsatz zur Geltung gebracht, daß durch die Be- stellung einer verbotenen sozialdemokratischen Druckschrift bei den im Auslande befindlichen Verlegern derselben Anstiftung zur strafbaren Verbreitung derselben be- gangen werde. Wenn aber angenommen werden sollte, daß der Besteller der Druckschrift es nicht gewesen sei, welcher bei den Verlegern in der Schweiz den Entschluß hervorgerufen habe, die Druckschriften mit der durch das Verbreitungsverbot bedingten Vorfrist in Deutschland zur Ver- sendung zu bringen, daß jene dazu schon vorher unter Kenntnis des Verbots entschlaffen gewesen seien, so liegt ein wissenschaftliches Hilelfleiszen durch That oder auch durch Rath vor, den Verlegenden gewährt, um ihnen eine Verbreitung unter der Adresse des Bestellers möglich zu machen. Die gegen Nowak erhobene Anklage lautete auf wissenschaftliche Beihilfe zu der von den Verlegern des „Sozialdemokrat“ vorgenommenen strafbaren Verbreitung des genannten Blattes. Der Angeklagte räumte nur ein, den „Sozialdemokrat“ als Abonnent bezogen zu haben, und zwar lebendig, um ihn selbst zu lesen. Der Staats- anwalt Hoppe erachtete dieses Geständniß als ausreißend und beantragte vierzehn Tage Gefängniß, wohin- gegen der Verteidiger Rechtsanwalt Dr. Platow u. A. auf die zahlreichen Entschlaffen des Reichsgerichts hin- wies, nach denen in der Verwendung eines Exemplars dann keine strafbare Verbreitung liegt, wenn nicht eine Weiterverbreitung desselben an Andere bezweckt ist. Diese Ansicht ist wenigstens bei dem Angeklagten ausge- schlossen gewesen. Der Gerichtshof nahm diese Ansicht aber bei dem Versender an und verurtheilte deshalb den Angeklagten zu 30 Mart.

| Berlin, 22. Dezember. Wegen mehrerer Vergehen gegen das Sozialistengesetz standen vorgestern 5 Personen vor der 4. Strafammer des hie- sigen Landgerichts. Der Maurer Beschte, der Arbeiter Schmol und die Maurergehellen Schölter, Winkelmann und Haniß. Diefelben wurden beschuldigt, theils den verbotenen „Sozialdemokrat“ verbreitet, theils zu dieser Verbreitung angestiftet, theils Beiträge für die Ausga- wiesenen eingezammelt zu haben. Schölter und Winkelman standen weiter noch unter der Beschuldigung, eines geheimen Verbindung angehört zu haben, doch ist dieses Verfahren mangels ausreichender Beweise eingestelt worden. Der Angeklagte Beschte, welcher früher bei dem Maurermeister Neugebauer in Arbeit gestanden hatte, be- suchte ihn eines Tages auf dem Bauplatz und stellte ihm im Laufe des Gesprächs ein verbotenes Flug- blatt mit der Ueberschrift: „Arbeiter! Bürger Berlins!“ zu. Neugebauer legte das Flugblatt auf einen Tisch, dort sah es ein Schatzmann und nahm es mit. Später hat Beschte dem Neugebauer noch dreimal den Züricher „Sozialdemokrat“ zugehickt. Letzterer überließerte die Zeitungsblätter aber dem zuständigen Polizeirevier und es wurden darauf hin weitere Nachforschungen angestellt. Beschte gab an, daß er die Zeitungen von dem An- geklagten Schmol erhalten habe und dieser wieder behauptet, daß ihm dieselben von einem Manne,

Die „kalte Sängerin“.

„Voslegen . . . mehr in's Zeug gehen, Fräulein!“ rief mir der alte, originale Opernregisseur am Stadt- theater zu Br . . . , wo ich mein erstes Engagement absoluirte, oft während der Proben zu, wenn die Bühnen- situation einen leidenschaftlichen Vortrag erforderte. „Können Sie denn gar nicht ein Wischen mehr aus sich herausgeben? Mit Ihrer Stimme und mit Ihren Augen würden Sie leicht das ganze Parterre in Brand setzen, aber wenn Sie die strahlenden Sterne niederhängen und akademisch forrekt, doch fühl bis ans Herz hinau von himmelhoch jauchzender Freude oder Todesjammer und Verzweiflung singen, glaubt Ihnen keinen Mensch ein Wort von der ganzen Geschichte und Sie gießen kalt Wasser aus statt Feuer . . . Glauben Sie mir, wenn's auf den Brettern glücken soll, der muß schon ein wenig den Teufel im Leibe haben und verstehen, ihn im rich- tigen Moment loszulassen . . . Ja, lassen Sie nur . . . aber es ist doch so!“ Der alte Boltereer meinte es gut, und ich verstand ihn sehr wohl. Jeder doch hatte ich den Theaterteufel nun einmal nicht in mir und konnte ihn daher auch im geeigneten Moment nicht loslassen. War ich doch weniger durch inneren Krieb als durch des Lebens Noth auf die weltbedeutenden Bretter geführt worden. Die arme Be- amtentochter hatte eben die besten Gäter, die ihr die Natur verliehen, eine gute Stimme und musikalisches Talent, da verwerthen müssen, wo sie am meisten galten — auf der Bühne. Nicht ohne inneren Kampf war dieser Entschluß ge- sacht worden. Aber es galt, eine verwitwete, kranke Mutter, die ihr Legtes für meine künstlerische Ausbildung hingegen, und zwei junge Geschwister zu erhalten und zu erziehen. Da konnte es kein langes Besinnen für mich geben. Hätte ich doch als Konzertsängerin oder Gesanglehrerin kaum genug für mich allein erwerben können. So war ich Opernsängerin geworden, und da ich es nun einmal war, so hätte ich gern Alles, was man von einer solchen fordern darf, geleistet.

Leider aber verhinderte mich eine unüberwindliche Schüchternheit auf der Bühne, das zu thun, was man in der Sprache der Bühne „losgehen“ oder „drausgehen“ nennt, wenn auch meine Leistungen durch diesen Mangel sehr beeinträchtigt wurden. Man lobte meine Stimme und deren gute Aus- bildung, meine musikalische Sicherheit, man sagte mir Freundliches über meine Erscheinung; aber der Rest war doch immer: „Zu bedauern ist es nur, daß Fräulein S. bei so vielen Vorzügen keine Leidenschaft besitzt, daß sie eine „kalte Sängerin“ ist.“ „Du, Meta, warum bist Du denn eine „kalte Sängerin?“ hatte mich mein zwölfjähriger Bruder Franz, der eifrig jede Rezension las, gefragt. „Drüben in der Restauration ist auch eine „kalte Ramjell“ am Buffet, die die kalte Küche besorgt, weißt Du, die Sar- bellenjemmeln und die belegten Butterbröte.“ „Ja, warum war ich eine „kalte Sängerin?“ Empfiand ich doch ganz und voll mit den Personen, die ich darzustellen hatte. Sollte mir wirklich das Verdamme abgehen, dies Empfinden zu überzeugendem Ausdruck zu bringen? Sagte doch mein Mütterchen oft zu mir: „Meta, fangeft Du doch auf der Bühne wie hier zu Hause! Niemand würde Dich mehr eine kalte Sängern nennen.“ Sei es, wie es sei — wenn ich von der Bühne aus auf die taufend Köpfe jenseits der Lampen blicte, von denen ein jeder zwei Augen besaß, die mich anlarrten, fühlte ich mich wie gelähmt und unfähig, mein Innerstes in Tönen auszusprechen. Ich sang, aber wie ein Zu- strumment, nicht wie ein fühlender Mensch. „Sie singt gut, doch wie ein Eiszapfen“, hörte ich einst, nachdem ich eine Arie gelungen, einen Herrn in der kleinen Orchesterloge dicht an der Bühne zu seinem Nachbar sagen. Dies Alles machte mich unglücklich; ich war der lauen Erfolge, der bedingten Anerkennung, der matten Applaus, der zweifelhaften Hervorrufe herzlich über- drüssig. Da wurde beschloffen, Ouds „Orpheus und Eury-

dice“ neu einzustudiren und ich erhielt die Rolle des Orpheus zuzustellen. Ich war zwar erstent darüber, zugleich aber auch erschrocken; erstent, weil man mich eine so große Aufgabe anvertraute; erschrocken, weil ich — zum ersten Mal — in einer Männerrolle und in männlichem, noch dazu griechischem Kostüm, also in Trikots, aufzutreten sollte. Der Gedanke hieran war mir entsetzlich und ver- darbt mir meine sonstige Freude an der Rolle, denn ich wußte es vorher, daß durch diesen Umstand meine so schon große Schüchternheit noch arg vernehmt werden würde. Indessen mußte ich mich fügen und in den Proben, wo ich ja nicht im Kostüm zu singen brauchte, ging Alles ganz gut. Kapellmeister und Regisseur bemerkten sogar, daß meine gemäßigzte Vortragweise für die elegischen Klagen des griechischen Sängers sich besonders eigne. Nur im letzten Akt, an der Leiche der Geliebten, wünschte man stärkere Akzente für den Ausdruck von Schmerz und Verzweiflung. Ich versprach, mein Bestes zu thun, und suchte mich inzwischen in meinem Heim, bei sorglich verschlossener Thüre, mit der griechischen Männertracht zu befremden und darin gehen, stehen und mich einzugemöhen frei be- wegen zu lernen, was mir sehr schwer wurde, denn ich fühlte mich ganz entsetzlich genirt. Als ich mich den Weinigen zuerst als Orpheus vor- stellte, sagte Franz, nachdem er rings um mich herum- gegangen: „Gör, Meta, Du bist wirklich ein ganz forscher Orpheusjung.“ Meine Mutter aber meinte, das Kostüm fände mir gut und ich brauchte mich nicht zu geniren, es sei viel besser, als die moderne, tief befol- leirte Valltoilette njuerer Damen. In der That ver- hüßte das unten bis unter die Knie herabreichende Ober- gewand Hals und Schultern. Ich fühlte mich einigermaßen beruhigt. Am Abend der Vorstellung war das Haus ausver- kauft, da die Oper, hier fast seit einem Menschenalter nicht gegeben, wie eine Novität betrachtet wurde. Meine durch das ungewohnte Kostüm noch erhöhte Scheu vor dem Publikum überwindend, suchte ich mich ganz in meine Aufgabe zu versetzen und so ging denn

der sich Schöpfer nannte, an der Ecke der Möllnerstraße und des Arkonaplatzes übergeben worden seien. In Folge dessen wurde auch bei Schöpfer Hausdurchsuchung abgehalten und bei demselben außer 49 Sammelböden und einer Korrespondenzkarte des zumeist aus Mitgliedern der Sozialdemokratie bestehenden Anglervereins „Horelle“, auch ein Exemplar dafür gefunden, daß dem Schöpfer Pakete mit Exemplaren des „Sozialdemokrat“ direkt aus Zürich zugefandt wurden. Da auch ein Zettel mit dem Namen Winkelmann vorgefunden wurde, ließ Kriminalkommissarius Schöne auch bei diesem Hausdurchsuchung abhalten und auch hier kamen Nummern des „Sozialdemokrat“ ans Tageslicht. Winkelmann behauptete, daß in einem Restaurant ein Fremder beim Billardspiel ihm ein Abonnement auf den „Sozialdemokrat“ angeboten und der Angeklagte Hanisch sich alsdann an diesem Abonnement beteiligt habe. Hanisch bestritt letzteres und auch Schöpfer leugnet in Uebereinstimmung mit Schmol, daß er der von letzterem gemeinte Schöpfer sei. Kriminalkommissarius Schöne bekundete u. A., daß nicht bloß gewöhnliche Mitglieder der sozialdemokratischen Partei der Polizei Mitteilungen machten, sondern daß auch solche Personen, welche in der Partei eine besondere Vertrauensstellung einnehmen, als sogenannte Hauptleute, Mitglieder des Zentralkomitees z. zur Verfügung der Behörde stehen! Der Staatsanwalt Langer hielt das von den Angeklagten beobachtete Prinzip des Zeugens für feige, die Beschuldigten hätten besser gethan, sich offen und freimütig der ihnen zur Last gelegten Vergehen für schuldig zu bekennen. Von der Beantragung einer Geldstrafe nehme er vornehmlich Abstand, da diese doch von der Partei und nicht von den Angeklagten getragen werden würde, und bringe er gegen Winkelmann sechs, gegen Hanisch vier, gegen Besche acht, gegen Schmol sechs Wochen und gegen Schöpfer, der sich als der intelligenteste der Angeklagten auch als Agitator hervorgethan, eine Gefängnisstrafe von drei Monaten, wovon zwei Monate durch die Untersuchungshaft für verbüßt erachtet werden könnten, in Antrag. Die Verteidiger wandten sich in längerer Rede gegen die Höhe des Strafmaßes und besonders dagegen, daß die Intelligenz des Schöpfer als strafsühnd angesehen werden könne. Das Urtheil lautete gegen Besche auf eine Geldstrafe von 140 Mk. event. 30 Tage, gegen Schmol und Winkelmann auf je 50 Mk. event. 10 Tage Gefängnis, gegen Schöpfer auf sechs Wochen Gefängnis, gegen Hanisch auf Freisprechung. Da Winkelmann und Schöpfer in Untersuchungshaft sitzen, wurden ihre Strafen als verbüßt erachtet.

Vermischtes.

Hamburg, 21. Dezember. Hauseinsturz auf der Veddel. Gestern Nachmittag 4 $\frac{1}{2}$ Uhr stürzte auf der Veddel der an der Brüdenstraße belegene, vier Stockwerk hohe, erst am vorigen Sonnabend gerichtete Neubau des Getreidehändlers Zante an der Straßenseite mit großem Gepolter und weithin hörbarem Geräusch in sich zusammen. Von der ganzen Vorderfront blieb nur das Parterre stehen. Leider wurden unter den Trümmern vier Maurerarbeiterteile getödtet, die zwar gerettet wurden, aber alle mehr oder minder erheblich beschädigt worden waren. Der in Varnbeck wohnhafte Maurerarbeiterteile Mann war am Kopf und innerlich so schwer verletzt, daß er in bedenklichem Zustande per-

Drohsche dem Allgemeinen Krankenhaus zugeführt werden mußte. Der am Hammerdeich wohnhafte Maurerarbeiterteile Priem, sowie die beiden in Altona wohnhaften Arbeiterteile Henje und Thorman erlitten am Kopf, an den Füßen und Armen verschiedene mehr oder minder erhebliche Verletzungen und wurden, nachdem sie in einem Nachbargenossen vom Distriktsarzt Dr. Dering verbunden worden waren, vorläufig per Drohsche ihren Wohnungen zugeführt. — Gleich nach dem Bekanntwerden des Unglücksfalles erschienen auf der Unglücksstätte die Mannschaften der Polizeiwache 35, die Beddeler Feuerwehr, der Rettungswagen Nr. 1 unter persönlicher Leitung des Branddirektors Kipping, der Bezirkskommissar Holzmann, der Baupolizeiinspektor Rivois und mehrere berittene Konstabler. Die Rettung der verschütteten Leute ging glücklicherweise ziemlich schnell von statten. Ein in der 4. Etage beschäftigter Maurer hielt sich an einem Gerüstbalke so lange fest, bis er von unten aus gerettet werden konnte. Aus welchen Ursachen der Einsturz des Gebäudes erfolgte, dürfte die eingeleitete Untersuchung ergeben. Die Leiter des Hauses waren Zimmermeister Ball und Maurermeister Erig.

Billig und schlecht! Weshalb in Deutschland das Mahagoniholz zur Möbelherstellung viel weniger als früher verwendet wird, während dasselbe in England noch äußerst beliebt ist, darüber giebt „Uhländ's Industrielle Rundschau“ Auskunft. Es heißt darin u. A.: „Die Ursache ist wohl in erster Linie in der Art der Fabrikation zu suchen. Die leichte Waare von schwächlicher, unsolider Ausführung, welche in deutschen Möbelwerken aus Mahagoni gewöhnlich hergestellten wird, konnte sich die Neigung und Werthschätzung des Publikums trotz des glänzenden polierten und elegant furnirten Außens nicht erhalten. In englischer Art gearbeitet, d. h. zu schweren massiven Stücken von solider Ausführung, würde das Mahagoni wohl auch bei uns bald wieder Liebhaber finden.“ Schlenkerkonkurrenz, Akkordarbeit zu jämmerlichen Löhnen, überlanger Arbeitszeit, das sind hierbei ausschlaggebende Faktoren. Die deutschen Möbelhersteller aber werden sich diese Kritik, die aus ihren Kreisen, durch ein Fabrikantenblatt gefläßt wird, sicher nicht hinter den Spiegel stellen, namentlich wenn der Spiegel einen Rahmen hat aus Mahagoniholz.

Ein Heiliger, der Gehalt bezieht, ist gewiß eine wunderbare Erscheinung, die allerdings verständlich wird, wenn man hört, daß dies in Brasilien passiert. Wie die in Rio erscheinende „Allg. D. Z.“ schreibt, wird dort an den „S. Antonius“, oder vielmehr, wie er in diesem Falle offiziell heißt, an den Tenente-coronel honorario do exercito brazileira o glorioso Santo Antonio (der Ehrenoberstenleutnant der brasilianischen Armee, dem glorreichen H. Antonius) die Summe von 240.000 Dollars ausgeschüttet, welche jedesmal der Prior des Klosters auf dem Morro de Santo Antonio für den „Heiligen“ in Empfang nimmt. Auf welchem Wege nun der Prior dem „Heiligen“ das Geld zufließt, darüber ist nichts Näheres bekannt.

Die Hofloge des Zar. Aus Petersburg vom 6. d. M. wird geschrieben: Was auswärtige Blätter über neuerdings vorgenommene Verfügungen von Nihilisten erzählen, findet hier feinerlei Bestätigung; dagegen wird ein verhängiger Vorfall im Marien-Theater berichtet, der zu manderlei leeren Gerüchten Anlaß gab. Für den Namenstag der Zarin am 26. November war der Be-

such des Hofes im Marien-Theater angefangen, unterließ aber in Folge der Befürchtung, daß es unter der kaiserlichen Loge nicht ganz geheuer sei. Unter der Loge zieht sich ein schmaler Gang hin, der auf der einen Seite ins das Theater-Bureau, auf der anderen nach der Bühne führt. Am Tage vor der erwähnten Vorstellung wurde in dem Gange Rauch bemerkt und bei Erforschung der Ursache eine Platte mit einer Flüssigkeit entdeckt. Geheimpolizei und Theater-Administration befanden sich in keiner geringen Aufregung und atmeten erst auf, als die Flüssigkeit sich als unschuldig erwies. Obgleich dem Vorfall somit keine Bedeutung beigemessen war, verlor der Polizeimeister des Theaters seinen Posten. Nach einer anderen, weniger zuverlässigen Angabe sei der Boden des Ganges unter der Loge in beträchtlicher Tiefe ausgegraben worden.

Aus Cassadt wird über eine Massen-Hinrichtung von 150 eingeborenen Kriegen unter dem 25. November gemeldet: Fred Seton, der berühmte Jäger, begab sich jüngst mit einigen englischen Freunden nach Nataland, um dort der Löwenjagd obzuliegen, begleitet von einer Leibwache von 150 Matabele-Kriegern unter einem Zubuna. Die Pflicht dieser Krieger war, obwohl sie augenscheinlich als Führer fungirten, die weißen Jäger zu überwachen und zu verhindern, die eigentlichen Jagdgründe zu verlassen und nach Gold zu forchen. Gleichwohl machte die ganze Jagdgesellschaft von den Jagdgründen einen Absteher nach den nördlichen Goldfeldern, wobei unterwegs nach Gold geforscht wurde. Da der Zubuna es vernachlässigte, dies zu verhindern, trat einer seiner Leute, die Folgen fürchtend, den Rückweg an und unterrichtete Lo Benquilo, den König von Matabeland, von dem Vorgesagten, worauf letzterer ein Regiment abändte, um an den ungeschorenen Mannschaften die Strafe zu vollstrecken. Ein Angehöriger des Königs holte die Jagdgesellschaft und deren Führer ein und verständigte letzteren, daß sie alle zum Tode verurtheilt seien. Das Urtheil wurde sofort vollstreckt. Sämtliche 150 Eingeborenen starben ohne Murren. Die Hinrichtungsart war die, daß jeder Verurtheilte gleichzeitig zwei Speere durch einen Keulenschlag erhielt. Die Engländer ließ man mit einer Warnung ihres Weges ziehen.

Nus Stadt und Land.

Am 27. Dezember. Die kürzlich vererbte M. S. G. hirtlich, welche im Bereich stand, eine Summe Geld geboten zu haben, soll neuen Nachrichten zufolge die betreffende Summe von ihrer Mutter zur Übertragung derselben an ihren Vetter in Wilhelmshaven erhalten, als nicht geschlohen haben. Das Mädchen ist aus der Haft entlassen.

Am 27. Dezember. Die Ausführung der Arbeiten und Befestigung der Anlage des Friedhofs sind in öffentlicher Submission dem Unternehmer J. Wieting in Sedan zum Preise von 13.575,15 Mk. übertragen worden.

Am 27. Dezember. Die Weihnachtseier des Gesangvereins „Frohlin“ führte ein so zahlreiches Publikum nach der „A. G.“, daß dieselbe nicht im Stande war, alle Besucher zu fassen. Die theatralischen und musikalischen Vorträge fanden entsprechenden Beifall. Die Verlosung ging in größter Ordnung von statten und brachte manchem Gelingen in den wohlfeilen Besitz eines nützlichen Gegenstands. Der Hauptgewinn, eine silberne Uhr, fiel einem Dreher der Maschinenbauwerkstatt zu. Die Nummern der noch nicht abgetheilten Gewinne werden wir in nächster Nummer veröffentlichen. — Außerhalb zahlreich besucht waren auch die Weihnachtseier der „Littia“ bei W. Winter, des Bürgervereins Neubremen in der „Germaniahalle“, des „Statvereins“ u. s. w.

ber erste Akt glücklich vorüber. Der Chor mischte seine Klagen um die entsetzte Eurydice mit den meinen, meine Arie wurde durch ermunternden Beifall belohnt und endlich brachte mir Appollo die Kunde, daß Zeus, erweicht von meinem Schmerz, mir gestatte, die verlorene Gattin aus dem Reich der Schatten wieder zu holen, wenn es mir gelänge, die Furien, den Minos und den Pluto durch meinen Gesang zu rühren, und unter der Bedingung, keinen Blick auf Eurydice zu werfen.

Auch diese Szenen des zweiten Aktes im Tartarus verließen ohne Unfall und ich gelangte von den Chören der Seligen geleitet, glücklich zu meiner Eurydice.

Der sich steigende Beifall, den ich davontrag, hatte mich so ermutigt, die einfache Schönheit der Musik so hingerrissen, daß ich mich — trotz meines Kosüms — freier als sonst auf der Bühne fühlte, als ich im dritten Akt meine Eurydice an die Oberwelt geleitete und, überwinden von ihren Bitten, Vorwürfen und Klagen, dem bebenden Verbot zuwider, mich nach ihr umzusehen, worauf sie dann endlich zu meinen Füßen nieder sank.

Hier folgt nun jene herrliche Arie: „Ach, ich habe sie verloren“, worin sich Schmerz, Reue und hoffnungslose Verzweiflung so ergreifend ausprägen.

Den ersten Vers sang ich stehend. Während des zweiten hatte ich mich, vom Schmerz überwältigt, auf den Körper der entseelten Geliebten niederzuwerfen und zu verjüden mich zu erschöpfen.

Ich that das Vorgeschiedene und warf mich auf Eurydice, aber, o Himmel, hierbei geschah etwas, was mich vor Schreck erstarrten machte.

Bei der heftigen Bewegung des Niederstürzens vernahm ich ein gewisses Krachen und empfand gleich nachher deutlich, daß die Befestigung meiner Trifots in der Taille gelockert sei und daß diese, des Faltes beraubt, in Gefahr waren, hinunterzugleiten.

Obgleich der Schreck mir fast die Besinnung raubte, so waren mir doch alle Folgen dieses Ereignisses sogleich gegenwärtig. Ich sah mich dem Hohn und Spott des Publikums preisgegeben, wenn das Aeußerste geschah und bemerkbar wurde.

Und mußte es nicht geschehen?

Ich Unglückliche durfte ja nicht bis zum Schlusse des Aktes liegen bleiben, sondern mußte, von dem abermals als deus ex machina erscheinenden Amor am Erstehen verhindert, mich erheben und mit ihm und der wieder auferstehenden Gattin ein Tertzett und endlich noch im Finale singen und dabei spielen und — mich bewegen.

Welch' eine Situation!

War der haltende Faden an den Trifots auch gerissen, so hatte ich doch glücklicherweise, trotz meines Schreckens, den musikalischen Faden nicht verloren und sang in wahrer Todesangst meinen Klagegesang weiter:

„Wär', o wär' ich nie geboren,

Woh', daß ich auf Erden bin!“

... Sie rüthgen — ich fühle es deutlich ...

„Ach, mir leuchtet keine Hoffnung

Und kein Trost in diesem Leben!“

... Himmel, wie soll ich es wagen, aufzustehen ...

Ich schrie förmlich vor Angst.

„Da, was war das? Welch' ein Lärm erhob sich im Publikum? Hatte man etwas bemerkt und verhöhte man mich?

Nein, es war Applaus, wüthender Applaus, der gar nicht wieder aufhören wollte.

Nun mußte ich aufstehen.

Mit unglücklicher Vorhst, die unseligen Trifots mit Arm und Hand andrücken, erhob ich mich langsam.

Ich stand ... kein Hohnschlachter unterbrach den Beifall.

Nun sah ich wieder Muth, bewegte mich möglichst wenig und fühlte mich, je mehr der Schluß sich näherte, desto erleichterter.

Das „Triumph! Triumph!“ im Finale sang ich in jubelndem Dankgefühl der Errettung.

Dann dankte sich unter brausendem Applaus der Vorhang.

Ich aber schlüpfte erst eiligst in meine Garderobe, um die treulosen Trifots durch einen Nothverband zu befestigen, bevor ich den wiederholten Hervorrufen Folge leistete.

Aber, siehe da! — ich fand Alles in bester Ordnung — es war nur Einbildung gewesen.

Der Direktor und der Kapellmeister beglückwünschten mich, und der alte Regisseur sagte, mir die Hand drückend:

„In letzten Akt hatten Sie wirklich heute den bewußten Tausel in sich ... das war das Beste.“

„Ja, wenn Du nur wüßtest ...“ dachte ich, schwieg aber wohlweislich gegen ihn und Jedermann.

In der Rezitation aber, welche die B'sche Morgenzeitung, das tonangebende Blatt der Stadt in Kunst-

fachen, über die Vorstellung brachte, befand sich folgender Passus: „Unsere junge Kunstnovize, Fräulein S., hat uns in ihrem Orpheus eine überaus gut gelesene Leistung geboten; namentlich im letzten Akt übertraf sie sich selbst. Das waren wahrhaft erschütternde Laute der Todesangst und Verzweiflung auf dem Leichnam der entseelten Gattin. Nie ist hoffnungsloser Schmerz wahrer und ergreifender zum Ausdruck gebracht worden. Ganz im Einklang damit standen Blick und Mienspiel, während das mühsame Erheben von dem geliebten Körper und die Anfangs gebrochene Haltung die bitterste Seelenqual bekundeten.“

„Ebenso wurde der Uebergang zur Hoffnung und triumphirender Freude ungemein naturwahr in Gesang und Spiel dargelegt. Diese Zustöße am Schluß waren dem tiefsten Herzen entquollen.“

Wir bitten es der vielerprechenden jungen Künstlerin hiermit ausbrüchlich ab, wenn wir sie öfters eine „kalt Sängerin“ genannt haben. Sie hat in dieser Rolle bewiesen, daß sie dramatisch-leidenschaftlich zu singen und zu spielen versteht.“

Nicht ohne Lächeln konnte ich dies lesen; jetzt aber wußte ich, wie man singen muß, um das Publikum zu erwärmen und hingureichen, ich brauchte nur an Orpheus und seine Trifots zu denken.

Das verhasste Epitheton „kalt Sängerin“ blieb mir künftig erspart.